

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 41

Artikel: Was man im Theater hört und - nicht hört
Autor: Beaumont, W. de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den fremden Jungen, wie schlecht er geht!“ Als er schon etliche Schritte vorüber gewandert war, winkte ihm die Bäuerin zurück: „Zeig mir deine Füße, Bursche, da setz dich auf die Bank!“ Er wollte die Schuhe selber ausziehen; aber das Mädchen kniete vor ihm nieder und löste sie sorgfältig. „Du kannst heute mit deinem bösen Gehwerk nicht weiter, Junge“, versetzte die Mutter und wandte sich an das Luisle: „Lege Kamillen in heißes Wasser und bringe eine Gelle halbvoll heraus.“ Die Tochter wusch ihm die Füße, salbte seine Wunden mit Lilienöl und band sie mit Linnen ein. Und die guten Leute hielten ihn über Nacht.

Er kam wirklich im Baugegeschäft Ettliger in Baden-Baden unter, und als er im Spätherbst in die Heimat kehrte, war es mit der freundlichen Einladung seines Herrn, im Frühling wieder Arbeit bei ihm zu nehmen. So kam's. Am Feierabend aber dachte der schwarzhaarige, flinke Tessiner an das blonde, dienstfertige Mädchen, und als er das zweite Mal gegen den Winter hin wieder die Heimreise antrat, stieg er in Bühler aus der Bahn, um die Bauersleute zu besuchen und die Hand der Tochter zu erbitten.

Fortsetzung folgt.

* * *

Städte, an denen man vorübergeht

Zu keiner Zeit ist soviel gereist worden wie heutzutage, aber, muß man gleich anschließen, — zu keiner Zeit ist auch so ohne jeden tieferen Sinn gereist worden wie heute!

Die Fortschritte unserer Technik machen das Reisen bequemer denn bequem. Was sind heute hundert Kilometer, was tausend? Ein Ozean, einst trennendes Meer, ist heute eine Landerbrücke. Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Dampfer sind die Mittler und die Menschen vertrauen sich ihnen an.

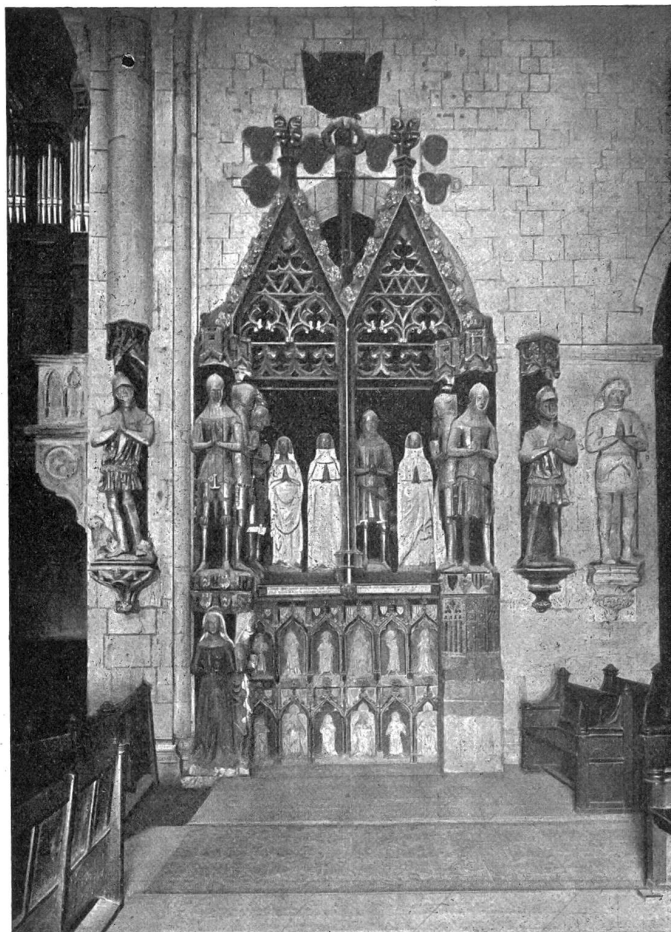
Und doch müssen wir das richtige Reisen noch lernen. Wir müssen wieder begreifen, was eine Reise eigentlich sein soll. Einen neuen, einen anderen Menschen soll sie aus uns machen. Wir sollen nicht nur körperlich erholt wiederkommen, auch seelisch sollen wir gewandelt und ein Stück uns selbst nähergekommen sein.

Das ist der Sinn des Reisens, und in dieser Weise ist man früher auch gereist. Heute aber glauben viele, erst die Zahl der Kilometer gebe der Reise Bedeutung. Nicht weit genug kann es gehen, und doch würde mancher bei einem Streifzug durch Städte und Dörfer der engeren Heimat viel mehr davontragen, als in jenen Welten mit fremden Sitten und Gebräuchen, die ihm fernstehen, und die sich ihm nie ganz erschließen werden.

„Autarkie“ — gerade im Reisen sollen wir sie üben. Es kommt nicht auf die Zahl der berührten Länder an, auch die Kilometer machen es nicht, wenn so etwas reizt, der ist fürchterlicher Refordsucht verfallen. Das Erleben, die innere Bereicherung ist einzig Sinn und Zweck einer Reise!

Und zu diesem Reise-Erleben haben wir nun einen wunderbaren Führer erhalten, der von Hans Jenny mustergetreu zusammengestellt ist und uns einmal das künstlerische Moment der Heimat näher bringt. Dieser, bei Fritz Lindner in Rüschnacht bei Zürich verlegte Kunstführer durch die Schweiz, führt uns durch unsere Heimat mit ihren Ueberlieferungen und den zahlreichen erhaltenen Zeugnissen von Größe und Eigenart vergangener Zeiten. Wer darin zu lesen versteht und auch die sauberen Bilder darin sich ansieht — Bilder, von denen wir in der „Berneer Woche“ einige zum Abdruck bringen — dem werden die Burgen und Kirchen des Mittelalters, Kirchen und Schlösser des Barocks oder was es sonst sei, zu lebendigen Symbolen von Schweizer-Art, von schweizerischem Schaffen und Werken, das immer ein Dienen war, gläubige Hingabe an Tiefes und Lehtes.

Im Innersten muß man sich angesprochen fühlen, das Herz muß sich ergriffen weiten vor schweizerischem Tun von einst



Neuenburg, Stiftskirche. Kenotaph der Grafen von Neuenburg

und jetzt, vor dem Land, in dem es ward, und den Menschen, die es schufen . . .

Wer mit solchem Erleben von einer Schweizer-Reise heimkehrt, der wird nicht, wie so mancher Welt- und Refordreisende, einzig die Strapazen fühlen, der wird vielmehr gestärkt, erholt und erhoben in seinen Alltag zurückkehren. W. Sch.

* * *

Was man im Theater hört und — nicht hört

Plauderei von W. de Beaumont

Nun wird auch der Berner Musentempel wieder seine Pforten öffnen und während einigen Monden einem kunstliebenden Publikum aus Vollem Schönheit, Erleben und neue künstlerische Eindrücke bieten. Daß aber auch im Theater nicht alles „gereimt“ ist, soll diese kleine Plauderei beweisen.

Wohl nichts im Bereiche der Künste ist in so hohem Maße von innern und äußern Umständen abhängig, wie eine Theater-vorstellung. Eine einzige kleine Störung kann den Schauspieler aus der Fassung bringen und dem Publikum den Genuß verderben. Auf beiden Seiten kommt die augenblickliche Stimmung sehr erheblich in Betracht. So manche an sich nicht schlechte Komödie ist an temperamentloser Darstellung bei der Premiere gescheitert. Andererseits hat schon so manches minderwertige Stück unerwarteten Erfolg beim Publikum gefunden, weil dieses sich in sogenannter guter Laune befand. Wodurch sie entstanden, läßt sich nicht immer erkennen.

Wohlvollende Stimmung des Publikums verringert selbstverständlich von vornherein die Gefahren, die einer Aufführung von allen Seiten drohen. Es ist mit dem Hören im Theater eine eigene Sache. Wir denken da nicht an eine bessere oder

schlechtere Akustik, obwohl sie von großer Bedeutung ist. Rein, man hört alles ganz deutlich und dennoch des öftern so manches nicht, das heißt, das Gehörte kommt uns nicht zum Bewußtsein, wir haben nur den Klang der Worte vernommen. In solchem Fall war entweder der Hörer zu wenig oder zu sehr von den Bühnenvorgängen in Anspruch genommen, und da kann es vorkommen, daß zum Beispiel ein offener Sprechfehler der Schauspieler unbeachtet bleibt.

Man sollte meinen, daß die unrichtige Rezitation Schiller'scher Verse auf der Bühne stets auffallen müßte, weil alle Welt die betreffenden Dramen kennt. Gerade aber weil dem so ist, hört man zuweilen nicht genau hin. In einem Theater wurde vor etlichen Jahren „Die Braut von Messina“ gespielt. Das Haus war voll und andächtig. Die beiden Chöre treten zum ersten Mal auf und teilen einander mit, daß sie sich grimmig hassten. Dabei hat Cajetan zu sagen:

Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuern,
Da erprobe das Eisen den Mut.

Cajetan versprach sich aber: „Da erprobe das Eisen den Mut“. Danach war zu vermuten, daß der eine Chor dem andern Helme „antreiben“ wollte, was komisch hätte wirken können, aber nicht bemerkt ward. Umso erstaunlicher schien es, daß bei einer späteren Sprechirung desselben Cajetan, der an diesem Abend Mißgeschick hatte, lautes Lachen erscholl. Da sollte er erklären:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen.

Behauptete aber, der Mensch müsse etwas borgen für den kommenden Morgen. Das nahm sich allerdings schaurig aus, wäre aber wohl auch überhört worden, hätte nicht etwas „dahintergesteckt“. Der gleiche Schauspieler hatte nämlich kurz zuvor den Mercadet in dem Balzac'schen Schauspiel dargestellt, der bekanntlich jeden anpumpt. Das fiel jetzt den Zuschauern der „Frau von Messina“ ein und veranlaßte ihre Heiterkeit. Das Vollendetste in der Versprechung bot dann Cajetan gegen Ende des Stückes. Da hat er den berühmten Anspruch zu tun:

Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Vielleicht verstört durch das Borangegangene, rezitiert er indes: „Der Mensch ist vollkommen überall“ und fuhr in der Aufregung weiter: „Wo er nicht hinkommt . . .“

Zuweilen können Versprechungen durch die Geistesgegenwart des sich Versprechenden verunsichert werden. Als „Der Fechter von Ravenna“ gegeben wurde, stellte ein Virtuose den Caligula und den Thumelicus, die in dem Stück nicht zusammen spielen, gleichzeitig dar. Der letzte betont in der zweiten Hälfte des Dramas:

Ich bin und bleibe was ich bin,
Thumelicus, der Fechter von Ravenna.

Dem Darsteller muß da plötzlich die nicht lange vorher gespielte Szene als Caligula durch den Kopf gegangen sein, so daß er sich auch jetzt für diesen hielt und anhub: „Ich bin und bleibe, was ich bin, Ca—“. Sich sogleich des Irrtums bewußt werdend machte er eine leichte Wendung und fuhr ruhig fort: „melicus, der Fechter von Ravenna“. Auf diese Weise ging der „Camelicus“ glatt durch.

Man hat auch schon den Fall erlebt, daß ein richtig zitierter Text vom Publikum für falsch gehalten wurde, wenn er nämlich bei der Erstaufführung, sagen wir Premiere, unrichtig zitiert worden war. In der Posse „Auf eigenen Füßen“ gibt es ein Couplet, worin es heißt:

Der Juden Heer
Marschierte durch das Rote Meer.

Der singende Komiker, unter dem Eindruck, der ihn umgebenden Christen, machte aber daraus versehentlich: „Der Juden Chor marschierte durch das Rote Moor.“ Das Publikum fand das ganz hübsch. Als aber bei der nächsten Wiederholung der Posse vor demselben Publikum — es war, wie der Berner zu sagen pflegt, „in der Provinz“ — der Komiker nun richtig „Heer“ und „Meer“ brachte, da glaubte man, er habe sich verprochen.

Auffallend wird ein „faug pas“ auf der Bühne, mag er in Worten oder Taten bestehen, natürlich immer dann, wenn ein Mitspieler das Publikum darauf aufmerksam macht, was in lustigen Stücken zur Verstärkung der Heiterkeit wohl gelegentlich vorkommt. Eine kleine Posse von Jacobson hat den eigenartigen Titel „1733 Taler, 22½ Silbergroschen“ und machte durch dra-

Herbst

Von Reinhold Braun

Nach Rosenfülle und Garbengold
dies Leuchten im Walde!
Wie ist der Herbst so mild und hold,
so voll lächelnder Sonne die Halde!

Die Zeit ist da! Die Schönheit will
sinken und träumend verwehen . . .
Wer einst doch auch so leuchtend und still
könnte von hinnen gehen! . . .

stischen Humor überall Furore. In einer der lustigsten Szenen rechnen alle Personen, um die Titeltziffer zu gewinnen und rechnen in großer Aufregung immer falsch. Die Pointe liegt darin, daß endlich ein Buchhalter die richtige Summe findet. Bei dieser Aufführung verrechnete sich aber der Buchhalter, indem er zwei Silbergroschenziffern mit zwei Talerziffern versehentlich vertauschte, so daß 1722 Taler und 33½ Silbergroschen herauskamen. Die Sache wäre kaum bemerkt worden, aber der Komiker, ergrimmt über den „Pointenmörder“ rief diesem zu: „Na, sie könnten wir auch zum Buchhalter gebrauchen.“ Darauf erscholl eine Lachsalve des Publikums. Noch drastischer war die Zurechtweisung, die der berühmte Schloßvogt Pedro in „Preciosa“ dem Mitschauspieler Ambrosio auf einem Sommertheater gab. Ambrosio glaubte, Pedro sei mit seinen Triaden von der „großen Retirade“ endlich fertig und verließ vorzeitig das Zimmer, aber auf einer Seite, die keine Tür hatte. Pedro war starr, doch schon im nächsten Augenblick wandte er sich an das Publikum mit den improvisierten Versen:

„Hat man so was schon gekannt?
Rennt der Kerl hier durch die Wand!“

Der Lacherfolg war groß.

Damit sind wir bei den sogenannten „Extempores“ angelangt, die früher sehr üblich waren, heute aber weniger denkbar sind, obgleich sie hin und wieder doch noch vorkommen. So fiel zum Beispiel nicht auf, wenn Schmock in den „Journalisten“ der Erklärung, er könne rechts und links schreiben, oft genug hinzusetzte: „Ich kann auch schreiben quer.“ Ebenso stilwidrig war ein Zusatz, den in demselben Stück Wolz in der Unterhaltung mit Gutschreiber Korb zu machen pflegte. Korb erzählte bekanntlich, daß man Fräulein Adelheid allerlei „Teufeleien“ des Herrn Wolz gemeldet habe, und als dieser fraat: „Sie haben mich doch verteidigt?“ antwortete Korb: „Natürlich, ich habe ihr gesagt, daß sich das bei Ihnen ganz von selbst versteht.“ Da setzte Wolz hinzu: „Ich danke Ihnen, wenn ich wieder etwas brauche, werde ich mich an Sie wenden.“

Weniger erkennbar als beim gesprochenen Wort sind Sprechfehler und Veränderungen beim Gesungenen. Darauf gründete ein Helldentenor seinen — Racheplan. Die schöne Primadonna hatte es ihm angetan, und er teilte ihr dies, Gegenliebe flehend, mit. Die Dame war aber hartherzig und wollte von dem Herrn nichts wissen. Da eröffnete er der Kollegin, er merde ihr bei nächster Gelegenheit vor dem Publikum in Tönen kundtun, wofür er sie halte. Sie lachte und verwarf die Drohung. Nach einiger Zeit hatte er mit der Primadonna in einer großen Oper ein Liebesduett zu singen, worin ihm ungefähr die Worte zufließen:

O Himmelsluft,
Zu ruh'n an dieser Götterbrust!

Die Worte wiederholten sich, und zweimal sang sie der Held mit edlem Feuer. Bei der dritten Wiederholung indes kam die in Aussicht genomme Rache. Lieblich ertönte nun: „O Himmelsluft, zu ruh'n an dieser Gänsebrust!“ Wer achtet bei einer Wiederholung noch auf den Text, hatte sich der Sänger gesagt und die „Gänsebrust“ ging vorüber. Am nächsten Tage wurde jedoch der Held vor den Direktor beschieden. Der hatte sie gehört und nun mußte der Sänger für die „Gänsebrust“ zwanzig Franken bezahlen, was ihm einigermaßen die Freude über das Gelingen seiner musikalischen Rache trübte.